

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 204.

Donnerstag, 28. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Kitty sah zornbebend, daß von diesem Ritter nicht viel Gescheites zu erwarten stand und beschloß, sich so lange das noch möglich war, einen wirkungsvollen Abgang zu sichern. Sie ergriff Möbius beim Arm, als suchte sie bei ihm Hilfe und Zuflucht. „Kommen Sie, kommen Sie! Ihre erste Pflicht ist jetzt, mich zu beschützen. Ich werde Ihnen nicht mehr lange lästig fallen, da ich natürlich das Seehaus heute noch verlasse. Dann haben Sie noch Zeit genug, zu anderen Auseinandersetzungen.“ Damit zog sie den von ihr ernannten Schutzherrn ihrer Unschuld, der noch immer nicht wußte, wie ihm geschah, mit sich fort, nicht ohne sich noch einmal zu Frau Hollwed zurückzuwenden und sie mit eifriger geschäftlicher Höflichkeit für den Abend um ihre Rechnung zu bitten.

Der Polizeirat war der erste, der Worte fand. Er stieß Herrn Konrad Reichenbach mit dem Ellenbogen an. „Hab ich's nicht gesagt? Knollenblätterpilz! Vorsicht, giftig!“ Aber sein Nachbar hörte nicht zu. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Vorgänge gerichtet, die seine Familie so nahe angingen, und er versuchte sie so rasch als möglich in seinem Gehirn zu ordnen. Daß Guttrune, das reizende, sanfte Mädel, das schon rot wurde, wenn er ihr väterlich den Arm tätschelte, wirklich dem albernen Tropf, der wie ein Filmheld aussah, Freiheiten erlaubt haben sollte, schien ihm sehr unwahrscheinlich. Und ihre Mutter, die von ihm so hochgeschätzte Frau Gina? Ihrem Temperament, so gestand er sich, war schon eher so etwas zuzutrauen, aber sie hatte wahrlich zu viel Geschmack und würde sich, wenn sie sich schon amüsieren wollte, wohl einen anderen Partner aussuchen. Es waren doch, zum Glück, noch mehr Männer als dieser Möbius da, dachte Herr Reichenbach, Gutsherr auf Grohswundendorf, und hielt sich sehr gerade dabei. Überhaupt war das ganze sicherlich nur ein Weiberstreit, wie er eben öfter vorfiel, und wahrscheinlich sonst nichts dahinter. Aber — da kam das dicke Ende: selbst wenn dem so war, wie nahm Mariechen die Geschichte auf?

Das sollte er bald erfahren, denn seine bessere Hälfte winkte ihn eben in sichtlicher Gemütsbewegung zu sich herbei. Nicht, daß sie von der Wendung der Dinge überrascht gewesen wäre — sie hatte doch immer gewußt, daß ihr und ihrem Hause hier schreckliche Erfahrungen bevorstanden; gestern nacht hatten zwar Gatte und Sohn vereint ihr alle Befürchtungen auszureden versucht; sie hatte, scheinbar überzeugt, nachgegeben. Aber nun sah sie endlich ihre Ahnungen in vollem Umfange bestätigt, sie hatte wieder einmal recht behalten und fand darin ebenso eine Art von Befriedigung, wie an dem angenehmen Gruseln, dem ihr Kleinstadtgemüt sich angefangen so vieler menschlicher Schwächen nur zu gern überließ. Aber jetzt galt es nicht nur, Neugier und Sensationslust zu befriedigen, sondern in der Folge den Ereignissen die erwünschte Wendung zu geben. Also griff sie schweratmend nach Hand und Arm des Gatten, erhob sich mühsam von ihrem Ruhefische, schnappte nach Luft, drückte die Rechte an den stürmisch bewegten Busen und gab durch

alle diese Zeichen ihrem erschrockenen Konrad zu verstehen, daß ihr Herz im Begriff sei, dem Andrang so vieler Aufregungen zu erliegen. Das war, wie sie wohl wußte, das sicherste Mittel, ihn und den Sohn ihrem Willen zu beugen, und da sie es in weiser Ökonomie nur in den allerdringendsten Fällen zu Hilfe nahm, verfehlte es auch heute seine Wirkung nicht. Selbst Kurt ließ sein Mädchen stehen, auf das er tröstend einge-sprochen hatte, um seiner Mutter all die kleinen Liebesdienste zu erweisen, die der Augenblick forderte. Mit ehrlichem Erschrecken war Gina gleich zur Stelle, bot Wein zur Stärkung, ein feuchtes Tuch für die Stirne an, wurde aber von Frau Reichenbach mit heftigen Armbe-wegungen, von den beiden Männern mit verlegenem Dant abgelehnt. „Nur fort, fort!“ war das erste, was sie sprach. Vater und Sohn waren gleich bereit, sie ein Stückchen beiseite zu führen, denn sicher war sicher, besonders wenn Mutter sich erholt und die Sprache wieder gewann. Nur für einen Augenblick kehrte Konrad zu der aufgeschreckten Gesellschaft zurück, um Erklärungen und Entschuldigungen abzugeben. „Es ist wirklich das beste, wir gehen langsam nach Hause“, versicherte er seufzend. „Ich kenne den Zustand. Er geht meist bald vorüber, und wenn sie allein ist, beruhigt sie sich am schnellsten. Wir bringen sie vorsichtig zum Boot und fahren sie über.“ Er selbst war fast froh, sich verabschieden zu können, denn auch er hätte nicht recht gewußt, was er nun weiter sagen sollte, nachdem er Frau Hollwed noch teilnehmend die Hand gedrückt und Guttrune mit einem Kuß empfohlen hatte, die Ohren steif zu halten.

Der Heimmarsch, den die Familie Hollwed bald darauf antrat, gestaltete sich in seinen Anfängen recht gedrückt. Am zufriedensten waren noch die Jungen gewesen, die sich während des Streites an allen schönen Überresten gütlich getan hatten und nun außer ihren vollen Mägen nur ziemlich leere Rucksäcke zu tragen hatten. Aber auch über sie hatte sich wegen eines zerbrochenen Glases oder einer ähnlichen Kleinigkeit ein Ausläufer des Donnerwetters entladen, das ihres Vaters Stirn umwölkte. Er hatte es für richtig gehalten, mit den Seinen sofort aufzubrechen; die Gemütslichkeit war doch endgültig dahin, der Polizeirat, der als lächelnder Egoist gern allem Unangenehmen auswich, hatte sich bereits mit Fräulein Feldmeier auf den Weg gemacht; auch Piet sah lieber nur fröhliche Gesichter, wurde daher von plötzlicher Unruhe erfaßt und drängte heimwärts. Nur der Direktor behielt seine Nerven und erklärte mit unerschütterlicher Gemütsruhe, es sei viel zu früh, um schon ins Haus zurückzukehren. Schließlich vermochte er seinen afrikanischen Freund zu überreden, wenigstens noch so lange auszuharren, bis Krähuber oder ein anderer Abgesandter das Boot wieder herübergebracht haben würde, um sie beide abzuholen.

Die Familie war also unter sich und hatte genügend Gelegenheit, sich auszusprechen. Aber Martin sprach nach

seiner Gewohnheit schweigend Zorn, Unmut und Zweifel in sich hinein; dies hatte zur Folge, daß seine Frau, die vor den Gästen noch Haltung und Ruhe gezeigt hatte, nun unter der Last dieses stummen Vorwurfs fast zusammenbrach. Wenn Martin doch nur ein Wort gesagt hätte, dem man wieder mit einer Verteidigungsrede hätte begegnen können! Man hätte dann wenigstens gewußt, wie er über alles dachte und woran man war. Aber nein, er beachtete sie gar nicht, er behandelte sie wie eine bereits überführte Verbrecherin. Gutrune schlich betäubt hinterdrein und wischte sich manchmal verstohlen die Augen. Dies war es, was der Vater endlich nicht mehr mit ansehen konnte. Er blieb stehen, legte den Arm um sein Kind und versuchte es zu trösten, mit dem Erfolg, daß nun sofort die mühsam zurückgehaltenen Tränen um so reichlicher flossen. Gina ihrerseits kam sich angesichts dieser Zärtlichkeit vollends wie eine verstößene Übeltäterin vor. Sie sank auf einen Fichtenzweig am Wege nieder und begann laut und herzbeugend zu schluchzen. Martin blieb stehen, schaute ziemlich bestürzt auf sein fassungsloses Weibervolk, befahl den zwei Jungen, voranzugehen und beschloß in Gottes Namen das Unvermeidliche auszuhalten. Auch er setzte sich und zog Gutrune an seine Seite. „Also nun erzählt einmal beide so vernünftig als möglich, was es eigentlich mit diesem Esel von Möbius gegeben hat!“

Mit einem Schlag erhoben sich zwei gebeugte Häupter, und zwei tränenerstickte Stimmen versicherten, man dürfe gegen den armen jungen Mann nicht unrecht sein.

„Der Teufel soll ihn holen!“ schimpfte Martin. „Ich kann einfach nicht begreifen, was ihr an ihm findet. Gutrune, ich will nicht hoffen, daß etwas Wahres an der Erzählung der Frau Gaebede ist.“

„Nein, nein, Vater, gar nichts, das heißt, natürlich... etwas schon...“

Hollweg sprang erregt auf. „Gib eine vernünftige Antwort!“

„Wie soll sie denn, wenn du sie so anschreist“, warf sich die Mutter löwenmütig dazwischen. „Komm, Kind, sag mir, was meinte die gräßliche Person vorhin? Hat sie wirklich gesehen, daß Möbius vor dir auf den Knien lag?“

Gutrune nickte stumm; Gina fuhr fort: „Aber wieso denn? Wie kam er dazu? Es sieht ihm doch gar nicht ähnlich, er ist ja so schüchtern...“

„Das mußt du am besten wissen“, warf Martin ein, dessen Humor allmählich wieder die Oberhand gewann. Schließlich kannte er seine Gina gut genug, um die Geschichte von der heiteren Seite betrachten zu können.

„Ich schwöre dir, Martin, es ist so“, rief diese nun aus. „Sieh mal, heute nacht rannte ich ihm doch geradewegs in die Arme... ich hatte natürlich keine Ahnung davon, denn es war ja pechfinster. Aber denkst du vielleicht, daß er nun diesen Augenblick benutzte hätte...? Keine Idee. Er stand steif wie ein Stock, und erst als wir gleich nachher ins Haus und nach oben gingen, küßte er mir die Hand. In demselben Augenblick ging die Türe auf, und das schreckliche Weib streckte den unfrierten Kopf heraus — sie sollte sich lieber so nicht zeigen, es macht sie um zwanzig Jahre älter, und ich hoffe nur, daß Möbius sie recht genau angesehen hat. Sie glaubt es auch selbst gar nicht, daß ich ein Stellbildein mit ihm gehabt haben soll, sie tut bloß so, weil sie weiß, daß ich weiß, daß sie gerade vorher mit Kurt...“

„Was ist denn das nun wieder?“ fragte etwas benommen der Familienvater, der sich in den Abenteuern der letzten vierundzwanzig Stunden noch immer nicht so ganz zurecht fand.

„Jawohl“, fiel nun auch Gutrune ein, „Kurt hat mir selbst erzählt, wie sie ihn spät nachts noch zu sich auf die Terrasse gerufen hat und durchaus mit ihm Rahn fahren wollte, aber natürlich mochte er nicht!“

„Gut, Kurt ist also unschuldig“, stellte Hollweg fest; und Frau Gaebede in diesem Falle leider auch, wenn sie es vielleicht auch bedauert. Nur ihr zwei müßt euch noch näher erklären...“

Mutter und Tochter fingen gleichzeitig an zu reden. „Langsam, langsam“, befahl der Vater. „Erst das Kind!“

„Gott, wie umständlich!“ rief Gina. „Das kann ich dir in zwei Worten sagen. Sie war eifersüchtig auf ihren Kurt, das konnte doch gestern abend schon ein Blinder sehen. Da dachte sie sich heute morgen: „Jetzt justament!“ Möbius war gerade bei der Hand — das andere ergab sich von selbst. Ist's richtig oder nicht?“

Das Mädchen atmete erleichtert auf und nickte. Mutter war doch manchmal wundervoll! Wie sie einen verstand!

„Aber der Kniefall?“ fragte der gründliche Martin. „Wie kam er denn dazu?“

„Nun, das macht sich eben so“, erläuterte die erfahrene Mutter. „Das schadet weiter nichts, denn in dem Augenblick kam ja Frau Gaebede dazu, also war das ja schon der Schluß.“ Wieder nickte Gutrune dankbar. Sie hätte die Geschichte selbst nie so knapp und folgerichtig erzählen können; und es war ihr eine wahre Befreiung, zu hören, wie harmlos sie war, wenn man sich an die Tatsachen hielt und die eigenen Bedenken und Ängste alle wegließ.

Martin schmunzelte. „Nun, Gina, und deine eigene Geschichte? Die bist du mir noch schuldig. Daß du Möbius nur zufällig getroffen hast, weiß ich nun; aber wem galt eigentlich dein Ausflug?“ Er begann an den Fingern zu zählen: „Piet, der Direktor, der dicke Heinrich, Konrad — gesteh' nur, auf wen wolltest du meine Eifersucht lenken?“

Gina nahm ihn versöhnt bei den Ohren. „Wenn ich was vorgehabt hätte — das wäre ein vergebliches Bemühen gewesen. Du schnarchtest ja schon beinahe und merktest gar nichts; es hätte sich nicht gelohnt. Übrigens, wenn ich es recht bedenke, bist du an allem schuld! Weil du dich um nichts mehr kümmern wolltest, mußte ich nach dem Rechten sehen, und dann kam alles zusammen: die Gaebede, der fremde Kerl, der Spuk und Möbius.“

„Halt, halt!“ bat Martin. „Was sind das wieder für aufregende Neuigkeiten: ein fremder Kerl, der bei uns spukt?“

„Er spukt doch nicht, er will bloß Chocolat umbringen, das ist ganz Nebensache, das erzähle ich nachher. Aber der Spuk ist wirklich und wahrhaftig wahr, ich habe ihn selbst am Fenster der verschlossenen Kammer gesehen und mich so erschreckt. Du mußt heute nacht wachen, Martin, und sehen, was es bedeutet! Es ist doch im Grunde ein unheimliches Haus!“

„Siehst du, das hab' ich immer gesagt“, lachte Martin. „An allem ist die verfluchte Bude schuld. Wir hätten uns nie mit ihr einlassen sollen.“

Aber noch immer schlug Ginas Herz für das Seehaus. „Nein, Martin, wir dürfen die Flinte nicht ins Korn werfen. Wenn ein Geheimnis da ist, müssen wir es eben ergründen. Schließlich ist es mir viel lieber, wenn ab und zu etwas passiert, als wenn das Leben so gleichmäßig und langweilig ist. Nicht wahr, Kind?“

Gutrune, die sie an ihr Mutterherz gezogen hatte, schien nicht ganz überzeugt. Ihr wäre es entschieden lieber gewesen, wenn ihr eigenes Leben einem Bächlein gleich durch Wiesen dahingefächelt wäre. Sie fürchtete die wilden Strudel und Rastaden, in denen ihre Mutter sich eben wohl zu fühlen schien, und konnte sich der Abnung nicht verschließen, daß die nächste Zeit noch mehr Abwechslung als unbedingt nötig bringen würde.

Endlich sah man an der letzten Straßenbiegung den schlumfernden See zwischen Wiesen und Bäumen schimmern. Das Haus tauchte auf, und listig lugten unter der grünen Dachmütze die kleinen Fenster hervor. Unter der Türe trat ihnen das Fannerl entgegen, sah sich misstrauisch nach rechts und links um und machte geheimnisvolle Zeichen. „Was ist denn los?“ fragte ungeduldig Martin, der sich an die Art der schielenden Hausangestellten noch immer nicht gewöhnen konnte. Gina trat ängstlich näher heran. Kein Wunder, wenn man mit der Zeit nervös wurde...

(Fortsetzung folgt.)

Das Sterben.

Von Ludwig Thoma.

Es ist ein recht heißer Julitag.

Die Sonne brennt auf das weite Moos herunter, daß man die Luft wie über einem offenen Feuer zittern sieht.

Das kleine Häusel des Steffelbauern schaut in dem flimmernden Dunst noch unansehnlicher aus, und wer das braune Strohdach betrachtet, der könnte meinen, es sei gerade von der Sonne geröstet worden und werde beim Zusehen dunkler.

Die zwei Birnbäume vor dem Haus stehen so müde da, als möchten sie am liebsten einnicken bei der schwülen Hitze und dem eintönigen Summen der Fliegen.

Sonst ist nichts Lebendiges um das Haus, was ihnen die Zeit vertreiben könnte, denn es ist alles auf das Feld hinaus zum Einbringen.

Oder doch nicht alles.

Im Austragskübel ist der alte Steffel und wartet auf das Sterben; und seine Bäuerin, die Urschel, leistet ihm Gesellschaft.

Gestern noch, gegen den Abend zu, hat der Doktor vorgeschrien, und beim Gehen hat er gesagt, er wolle die Medizin herauschicken.

„Braucht's net,“ hat der Steffel gemeint, „i woach scho, es geht dahi.“

„No, no, Vater,“ hat ihn der Doktor trösten wollen, „so schnell stirbt keiner, du mußt net am Leben verzagen.“

Aber der Steffel ist hartnäckig geblieben. „I kenn mi scho aus,“ sagt er; „dös sagen S' bloß zu an jed'n. I g'spür's selber, morgen geht's auf die Leht.“

Hernach haben die Weibsleute um den Pfarrer geschickt; der ist gekommen und hat ihm die Sterbesakramente gereicht.

Seitdem liegt der Steffel ruhig da und schaut zu der niederen Weißdecke hinauf.

Die Urschel sitzt am Fußende vom Bett und liest in dem großen schwarzen Gebetbuche die Bitten für einen Sterbenden.

Wie sie die Lippen bewegt und die Worte in sich hineinmurmelt, ist es das einzige Geräusch im Zimmer; sonst ist es so feierlich still, wie vor dem Häusel.

Ein paar Sonnenstrahlen streichen sich zwischen den Vorhängen zum Fenster herein und spielen über die blaueblümlige Bettdecke nach den gefalteten Händen des Steffel hin, als wollten sie ihm noch einen schönen Gruß bringen von draußen, wo sie so oft mit ihm beisammen waren im Winter und Sommer.

Und es mag sein, daß es der Sterbende auch so versteht, denn er streicht mit den Händen über die Stelle, wo der goldgelbe Schein auf dem Bett liegt.

Sind alleweil gute Kameraden gewesen, er und die Sonne, und hat ihn allemal gestreut, wenn sie auch noch so heruntergebrannt hat.

Sie hat ihm oft geholfen, das Heu einbringen, und hat ihm das Korn gereift und den Weizen.

Ob es droben wohl auch so ist, daß sie einen reichtsaffenen Wachstum haben und Arbeit für ein paar starke Hände?

Wenn es dem Pfarrer nach geht, nicht; der hat ihm erzählt, daß droben die Engel den ganzen Tag Harfen spielen und Halleluja singen. Er hat es gut gemeint, aber dem Steffel war das kein rechter Trost. Vielleicht weiß es der Pfarrer nicht ganz genau, oder vielleicht machen sie bei den Bauernleuten eine Ausnahme?

Allzulang hält sich der Steffel nicht auf bei den irdischen Dingen; er schaut wieder zur Decke hinauf, und die Sonnenstrahlen zittern von der Bettdecke weg auf das Kopftüchel der alten Urschel und auf das große schwarze Gebetbuch.

Mit einemmal bricht der Kranke das Schweigen, und indem er den Kopf herumdreht, sagt er:

„Bäuerin, 's Mahl halt's beim Unterwirt.“

„Ja,“ sagt die Urschel und hört das Beten auf, „mi wern's beim Unterwirt halt'n.“

„Und daß von der Leichenträger a jeder seine zwoa Maß Bier kriagt, Bäuerin, net, daß hinterdrei schlecht g'redt werd.“

„I will's acht haben,“ sagt die Urschel.

„Beim Einsagen toan vagesse von der Freundschaft, daß 's a richtige Leich werd,“ fährt der Steffel fort, und wie er sieht, daß seine alte Bäuerin recht ernsthaft auf seine letzten Wünsche hört, kriegt er die tröstliche Überzeugung, daß seine letzte Sache auf der Welt mit Anstand und Ordnung abgemacht werden wird, und daß nichts fehlen wird, was einem ehrengerechten Manne zukommt.

So viele Leute auch hinter seinem Sarge hergehen werden, es ist keiner darunter, der was Schlechtes von ihm behaupten kann; er ist keinem was schuldig geblieben, und jeder, der an seiner Grabstätte vorbei in die Kirche gehen wird, muß ihm das Weihwasser geben.

Und wie er sich das alles überlegt, sieht er sein ganzes Leben vor sich, als würde es vor ihm aufgeführt, und er wäre Zuschauer.

Arbeit und Lustbarkeit wechseln miteinander ab, aber dies erste kommt öfter an die Reihe; Fröhlichkeit und Sorgen, Jungsein und Altwerden, und zwischen hinein immer wieder das Trachten und Mühen für das Heimath.

Der Steffel merkt gar nicht, was für eine lange Reise seine Gedanken machen, aber die Urschel merkt es, und sie zündet die Kerzen an, welche über dem Kopfsende des Bettes auf dem Tische stehen.

Die kleinen Lichter brennen farblos knisternd in die Höhe, und mit einemmal ist der Steffel am Ende seiner Reise angekommen; vor die Bilder schiebt sich eine große dunkle Wand, und die Urschel betet jetzt laut das Vaterunser für die hingeschiedenen Seelen im Fegfeuer.

Draußen ist es Abend geworden. — Die zwei Birnbäume sind aus ihrem bleiernem Schlafe aufgewacht und schauern in dem leichten Luftzuge zusammen; ihre Schatten strecken sich über den Hausanger und die Wiesen hinaus zu dem Wege, auf dem jetzt der hochgehäufte Erntewagen herunterkommt.

Morgenlicht auf weißen Birken.

Von Paul Ciper.

Von Paul Ciper erscheint soeben im Verlag Dietrich Reimer (Ernst Bohnen), Berlin, ein neues Werk unter dem Titel „Dein Wald“ (Herbst und Winter). Das Buch, das eine Wanderung durch den deutschen Wald darstellt, enthält 70 Photographien von Heim Gornig, einem neuen Meister der Lichtbildkunst. Mit Genehmigung des Verlages entnehmen wir dem Buch nachfolgenden Abschnitt:

Um drei Uhr schritt mein Weder. Ich bin sofort wach, merkwürdigerweise vollkommen ausgeruht. Kalt ist's im Zimmer und dunkel. Aber am offenen Fenster harret meiner schon das erste Erlebnis.

Dort, wo die glasgrüne Glode des Himmels das flache Aderland berührt, entzündet sich von einem Atemzug zum andern, dem Auge kaum erkennbar, ein blaßrotes Leuchten. In diesem ahnenden Rosalicht schwimmt, handbreit über der Erde, die Mondsichel, so dünn, als sei sie mit einer Nadel eingeritzt.

Gegen halbvier Uhr beginnt der Marsch durch den noch dunklen Tannwald, fährt über schmale Steige, auf verschlungenen Pfaden von einem Gestell zum andern. Kurze Zeit; dann tagt es in Vorahnung der Sonne. Der Weg wird erkennbar, der Forst hellt sich auf; ein untörperliches Licht, fahl noch, ohne Schatten. Doch als wir auf einen Kahlschlag kommen, Ausblick haben über eine Wiese, ist schon der ganze Himmel überstrahlt von Himbeerrote.

Wir müssen, behutsam zwar und still, eilends voran; denn wir wollen noch vor Sonnenaufgang mitten im Revier sein. Das freie Wild wandert und ist hauptsächlich in der Nacht, zieht beim Morgendämmer ins Holz, kommt jedoch für kurze Zeit wieder heraus ins erste Sonnenlicht, damit die Decke trodne vom Nachtau. Dann wechselt es waldeinwärts für den ganzen Tag, ruht bis zur Abenddämmerung. Nächste Woche, wenn die Drunst voll im Gange ist, können wir allerdings zu jeder Stunde den Hirschen begegnen; die Unrast des Blutes treibt sie dann dauernd durchs Revier.

Der Waldgrund wird moorig. Knüppelstamm, Bräden ohne Geländer, Der erste Vogel zwitschert, müde noch. Aber es wird höchste Zeit, daß wir zum Ansf kommen. Auf weite Entfernung sehen wir Kahlschlag, ein fünfköpfiges Rudel. Wir schleichen uns an, sechzig Schritte, siebzig Schritte über Moosteppich und viele Wurzelhöhlen. Mit aller Vorsicht.

Umsonst! Ein Flug Eichelhäher hat uns bemerkt; zeternd schreien die Vögel, und sofort wirft das führende Alttier den Kopf auf, ist im Nu mit der ganzen Gesellschaft verschwunden. „Schade, wir wären mindestens noch hundert Schritte herangekommen“, meint der Oberförster, beschwichtigt aber meine Enttäuschung: „ein „Geweihter“ war nicht dazwischen. Die Drunst ist noch im Beginn; drei Schmaltiere, Tier mit Kalb“. Was dieser Mann für Augen hat!

Nun brauchen wir keine Rücksicht mehr zu nehmen; die Häher bleiben vorerst über uns, vergämen jedes Wild. „Haben Sie gesehen, wie die Alte ihr Kind schützte, sich während der Flucht dauernd vor das Kalb gestellt hat?“ fragt mein Gastgeber und erzählt, daß vor ein paar Jahren der Streckenwärter ein zwei bis drei Tage altes Hirschkalb unverfehrt auf dem Bahndamm fand und in seine Blodstation brachte. Als der Oberförster am Abend mit dem Kutschwagen kam, das pflegebedürftige Tierchen abzuholen, sah er auf der übernächsten Schneise eine Hirschkuh mit übervollem Gesäuge. Das Tier ging nur zögernd ab; deshalb änderte der Forstmann seinen ursprünglichen Plan, den Fährling im Kuchstall großzuziehen, setzte vielmehr kurz entschlossen das Wildkalb auf die Spur der Hindin. Sofort wurde die Fährte

aufgenommen; der Oberförster fuhr einen zweiten Kreisbogen durch den Wald, und kurz vor Dunkelheit sah er Mutter und Kind zusammen über die Dichtung ziehen.

Während dieser Erzählung sind wir an unser heutiges Ziel gekommen, zu einer Linde mitten im jungen Birkenhain. Versteckt im Geviert der Blätter ist eine Kanzel eingebaut; wir erstiegen sie, bliden geradeaus, nach unten, auf eine weite, langgestreckte Wiese im werdenden Licht, schauen in silbrige Ferne.

Was sagen diese Worte! Zwei Stunden sah ich wie ein Vogel im Lindenbaum, umsäumt von weißen Birken, erlebte zum erstenmal Sinn und Bedeutung: es werde Tag!

Eine Weiße schimpfen noch die Eichelhäher, fliegen ganz niedrig, streifen dann ab. Drunten auf der Wiese suchen Krammeltvögel und Lerchen ihre Nahrung; sonst ist noch kein Leben in dieser Morgenfrühe. Aber ein Meer von Wohlgerüchen füllt mich ein.

Nichts von Rosa; kristallhell ist der Himmel, tönt sich allmählich zu ganz feinem Blau. Bis im Osten — ich kann es nicht anders sagen — der Horizont überströmt von Gold, von flüssigem Gold. Riesengroß, alles überwältigend, wächst der Sonnenball herauf.

Ich muß wegleben, kann nicht verharrten, die Augenlider senken sich wie ein Vorhang schützend vor die Überhelle. Ich drehe mich um und schaue in den Birkenwald hinter mir. Weiß seien die Stämme, sagte ich vor wenigen Minuten. Aber nun erst strahlen sie weiß, glühen in der überirdischen Glorie; nicht stehend wie die Sonnenblüte; selbiger Glanz nur, Reinheit, die keine Erblung kennt. Und das Wunder ist im Naume zu begreifen, sein Werden wird sichtbar; denn das Licht tastet sich langsam gleitend hoch an der Schänke der jungen Birken.

Jetzt schwebet auch die silbrige Ferne. Jenseits der Wiese kommen Formung und Farbe über den Wald, smaragdgrünes Leuchten und schwarze Schatten. Eine Lerche steigt jubelnd in den Äther; der Morgenwind träufelt Palm und Blatt, spielt mit den weißen Seidenhäubchen des Wollgrases, wispert und raunt; keine Sekunde ist der anderen gleich: Symphonie des Lebens steigert ihren Klang.

Zuerst warf der Merkbaum in der Wiesenmitte einen Schatten von fast hundert Metern; innerhalb der nächsten Stunde verlor er sich wohl um die Hälfte durch das Hochsteigen der Sonne. Aber was will dies bedeuten, da Myriaden von Tauperlen glitzern, soweit das Auge reicht!

Ich habe nicht sprechen können, während ich auf der Kanzel saß, still sind wir um acht Uhr heimgegangen, bei Sonnenglanz und ungeahnter Bodenfeuchtigkeit.

Das Butterfass.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Vor Zeiten hat im Teufelsmoor mal eine Bäuerin gewohnt, die hätte Haus und Hof darum gegeben, wenn sie nur ein Kind bekommen hätte. Aber ein Jahr nach dem andern ist hingegangen, und keines hat ihr den sehnlichsten Wunsch ihres Lebens erfüllt, so daß sie zuletzt alle Hoffnung aufgegeben und sich seufzend und verzweifelt in das Unabänderliche zu schiden versucht hat.

Eines Tages nun, gegen den Herbst hin — es ist schon nahe am Abend gewesen — steht sie noch auf der Wiese am Butterfass und will kinnen. Aber so fleißig sie auch ist und so unablässig sie den Stöcker auf- und niederbewegt, will es nicht buttern. Da geht sie an den Herd, holt sich ein wenig warmes Wasser, schüttet es ins Butterfass und denkt, nun wird es schon gehen. Aber so viel Mühe sie sich auch gibt, es will und will nicht buttern.

Bald darauf kommt ihr Mann vom Felde herein, sieht sie stehen und weinen und muß lächeln, als er hört, daß es nur wegen des Argers ist, den ihr diesmal das Buttern bereitet.

„Wenn es weiter nichts ist“, sagte er und stellt sich selber ans Butterfass. So unermüdet er aber auch die Arme rührt, geht es ihm nicht anders damit, so daß er zuletzt ungehalten wird und sagt: „Entweder hast du zuviel warmes Wasser zur Sahne gegossen, oder die Rührer sind verhegt! Da soll der Teufel buttern!“

Darüber kommt die Mutter der Frau, die trotz ihrer Jahre noch immer das Regiment im Hause gehabt hat, vom Kartoffelroden herein, schilt, daß alle beide nichts Rechtes verstanden, und stellt sich selber ans Butterfass. Wie sie nun steht und sich quält und doch nicht nachgeben will, fällt ihr ein alter Zauberspruch ein, den sie als Kind von ihrer Großmutter gehört hat, denkt, vielleicht hilft es, wenn sie ihn sagt, und ruft, ärgerlich und verdrossen wie sie ist:

„Botter, Botter, Botterfatz,
buten drög un binnen natt,
Rumpedumpe, Holt un Steel,
botter wenig oder veel!“

— erschrickt aber nicht wenig, als sogleich nach ihren Worten Rumpedumpe hinter dem Herde erscheint, ein Kerlchen nicht größer als ein Holzschuh, ein spitzes Hütchen auf dem moorbraunen Schädel. Das sieht alle drei aus schillernden Augen vernissen und böse an und antwortet mit dünner und quäkender Stimme:

„Bedmanns Moder, wat röppst du mi?“

Ein Kind steht buten, wat holt ji't ni?“

und ist wieder davon, als hätte ihn der blaue Rauch über dem Herde verschluckt.

Da stehen sie nun alle drei, mögen sich gegenseitig nicht ins Auge bliden und sind so betroffen, daß sie nicht wissen, was sie reden oder tun sollen. Haben sie doch alle drei gut gewußt, welches Kind Rumpedumpe gemeint, und daß der Mann aus der Zeit vor seiner Ehe ein Kind mit einer landfremden armen Magd gehabt hat, es aber selbst nach dem Tode der jungen Mutter nicht hat ins Haus nehmen dürfen, weil die Alte das nicht hat dulden wollen. Ja, er hat das Kind nicht einmal erwähnen dürfen, und alle drei haben es totgeschwiegen, als wäre es nie geboren.

Wie sie noch stehen und keines von ihnen aufzubilden wagt, faßt sich die Frau als erste ein Herz, nimmt den Stöcker im Butterfass und denkt, nun soll er auch ausdrücklich sagen, daß er niemand anders als Hinn's Kind gemeint hat, beginnt wieder zu buttern und ruft gleichfalls:

„Botter, Botter, Botterfatz,
buten drög un binnen natt,
Rumpedumpe, Holt un Steel,
botter wenig oder veel!“

Wirklich erscheint der Kleine von neuem, antwortet aber diesmal:

„Bedmanns Trina, wat röppst du mi?“

Ja weet 'n Kind, dat weent na di!“

Aber die Frau gibt auch diesmal noch nicht nach — bis ihr Mann ans Butterfass geht und den Spruch wiederholt, wie er ihn vorhin von der Alten gehört hat:

„Botter, Botter, Botterfatz,
buten drög un binnen natt,
Rumpedumpe, Holt un Steel,
botter wenig oder veel!“

Nichtig taucht der Kleine zum drittenmal auf, ruft aber diesmal, noch ärgerlicher als vorher:

„Bedmanns Hinnerk, wat röppst du mi?“

Din Kind steht buten — wat holt du't ni?“

Nun ist für niemand ein Zweifel mehr; und der Kleine hat ausgesprochen, was die Frau seit langem gedacht und sich ersehnt hat, und hat auch als erste den Mut, es offen vor der Alten auszusprechen, tritt darum zu ihrem Mann und sagt: „Dat mag nu gahn, as dat will!“ Und wenn ihre Mutter in ihrer Härte noch immer nicht damit einverstanden ist, daß die Kleine ins Haus kommt, so will sie lieber mit ihm von Haus und Hof gehen, als noch länger nachgeben, daß das Kind ohne seinen Vater und ihre Pflege bleibt. Ja, sie will die Kleine, die ihre Mutter am ersten Tage ihres Lebens verlor, als eigen annehmen und sie halten, als hätte sie sie selber geboren, und will den sehen, der ihr dazwischen redet!

Da merkt die Alte ja, daß sie ihre Macht über ihre Tochter verloren hat, der Mann aber fällt seiner Frau vor Freude um den Hals und geht am nächsten Morgen mit ihr in die Stadt, das Kind zu holen.

Von dem Tage an hat alles im Hause einen besseren Gang genommen als vorher, und auch mit dem Buttern hat es nie wieder Schwierigkeiten gehabt.

Wußten Sie das schon?

Der Staub, der in unsern Zimmern umherwirbelt, kommt oft aus Gegenden, die Hunderte von Meilen entfernt sind. Der Verwitterungsstaub, der entsteht, wenn Gestein infolge von Temperaturwechsel zerfällt, kann durch die Winde von Mittelafrika bis Nordeuropa geführt werden. Im Jahre 1913 zum Beispiel wurde durch südliche Winde eine ungeheure Menge solchen Verwitterungsstaubes von Afrika nach Europa getragen. In Schlesien wurde allein das Gewicht des dort niedergefallenen Staubes auf 40 000 Tonnen geschätzt.

*

In Ägypten gibt es auch heute noch Kindererhen, und zwar gibt es dort augenblicklich 152 Ehemänner und 687 Ehefrauen unter zehn Jahren. Von diesen Ehefrauen sind sechzig bereits verwitwet.